

Der erneute Abschied vom Milieu

Als die Kirche mit der Zeit ging, verlor sie an sozialer Prägekraft, nicht an politischer Wirkung: Ein bilanzierender Neuansatz der historischen Forschung über Katholisches.

Es waren keine besseren Zeiten, aber sie fühlen sich in der Erinnerung für viele besser an. Wir wissen heute, dass in der katholischen Kirche zwischen 1960 und 1990 ein Großteil der pädokrimelellen Taten verübt wurde. Doch diese Taten blieben im Verborgenen, häufig durch illegales Verschweigen. In der Öffentlichkeit war das Katholischsein meist noch geachtet und zugleich konnte es zu innerer Befriedigung beitragen. Dabei war die jeweilige kirchenpolitische Ausrichtung ohne Bedeutung. Wer den Traditionen anhing, fand ebenso Raum wie der reformorientierte Neugestalter. Wie diese Phase der Kirche, die durch Milieubeschreibungen kaum noch zu erklären ist, mit den Instrumenten der Zeitgeschichtsforschung analysiert werden kann, beschreibt im „Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft“ (Bd. 144, 2024) ein Aufsatz der kirchenhistorischen Theologen Andreas Holzem und Christoph Kösters.

Beide 1961 geboren, haben sie den Untersuchungszeitraum als Katholiken und Wissenschaftler selbst erlebt und die resümierte Forschungsentwicklung zuletzt auch mitgeprägt. So ist ein angeregter Aufsatz nicht ohne Redundanzen entstanden, der über weite Strecken als Literaturbericht, Forschungsantrag oder Memoire verstanden werden könnte. Den praktizierenden Katholiken überrascht er in seinen die historische Entwicklung referierenden Abschnitten zwar kaum, doch führt er luzzi die bisweilen unterschätzte Komplexität der katholischen Kirche vor Augen, die man als „enorme Pluralität“ rühmen und zugleich als „unheimlich komplex“ deuten kann.

1968 wird als eine auch für die Kirche wichtige Zahl interpretiert. Der mit ihr verbundene gesellschaftliche Umbruch kann kirchengeschichtlich im engen Zusammenhang mit den in jener Zeit wirksam werdenden Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962 bis 1965) gesehen werden. Zugleich aber sind es die seit 2010 bekannt gewordenen Missbrauchsfälle, die vom Installieren psychischer Abhängigkeiten bis zur brutalen sexuellen Kindesvergewaltigung reichen, die

mit 1968 in Zusammenhang gebracht werden. Der Aufsatz erinnert daran, dass es der emeritierte Papst Benedikt XVI. war, der das „Scharnierjahr ‚1968“ als externe Ursache für den Skandal in der Kirche verantwortlich machte. Mit dieser Simplifizierung verschärfte er die Vertrauenskrise und trug dazu bei, die katholischen Vereine und Verbände wie KAB und Kolping, aber auch die von Holzem und Kösters nicht erwähnten Räte der kirchlichen Laiengremien an den Rand des gesellschaftlichen Diskurses zu drängen. Die notwendig gewordene kircheninterne Hierarchiekritik nahm die Kraft für öffentlichkeitswirksames Agieren.

Vor dem Hintergrund dieser aktuellen Situation suchen Holzem und Kösters nach neuen Wegen der kirchlichen Zeitgeschichtsforschung. Weder der politikwissenschaftlich besetzte Katholizismusbegriff noch die sozialgeschichtliche Beschreibung des katholischen Milieus bietet sich ihrer Ansicht nach für die Betrachtung der als „Sattelzeit“ für die Religionsgeschichte der Gegenwart bezeichneten Reformjahre an. Die Autoren geben schon im Aufsatztitel ein Stichwort, das in vielleicht unvermeidlicher Verlegenheit den Sachbefund unhintergebar Pluralität in neumodischem Sound beschwört: „Doing Catholicisms“ verspricht einen praxeologischen Zugriff auf die „Zeitschichte der Religionskultur“ zwischen 1960 und 1990. Die „vielen Weisen, katholisch zu sein“, werden als ein Neben- und auch Miteinander beschrieben. Hasserfüllte Verachtung des kirchenpolitisch Andersdenkenden, wie wir sie heute vor allem von rechtskatholischen Internetportalen kennen, spielte dort keine Rolle.

Im Untersuchungszeitraum die politische Kirchengeschichtsschreibung prägende Historiker wie Konrad Repgen und Rudolf Morsey folgten dem von Max Braubach aufgezeigten Weg, quellenbasiert über das kirchliche Agieren in der damals noch klar zur Zeitgeschichte gehörenden NS-Zeit zu forschen, ohne die Jahrzehnte vor 1933 auszublenken. 1962 institutionalisierte sich diese Forschung unter dem Dach der später in Bonn angesiedelten „Kommission für Zeitgeschichte“. Die zu



Für diese Gäste waren noch 1971 Plätze in der ersten Reihe reserviert: Heinrich Köppler, Vorsitzender der rheinischen CDU, konnte beim Kölner Landesparteitag Altbischof Josef Kardinal Frings und dessen Nachfolger Josef Kardinal Höffner begrüßen. Für den Fall, dass die Delegierten beim Beten rauchen wollten, standen Aschenbecher bereit.

Foto Christian Dalchow/Kölnische Rundschau/Greven Archiv Digital

mindest subkutan vorhandene Erwartung, die katholische Kirche als Hort des Widerstands gegen den Nationalsozialismus zu identifizieren, musste enttäuscht werden. Wie auch später mit Blick auf das Verhalten der katholischen Kirche in der DDR war es gerade die innerkirchliche Vielfalt, die eine einheitliche Deutung verhinderte. Die Reformen und Impulse, die in Deutschland nicht nur mit dem Konzil, sondern auch mit dem Essener Katholikentag (1968) und der Würzburger Synode (1971 bis 1975) verbunden werden, stießen auf Vorbehalte. Einen ersten herben Rückschlag erlitten die Reformen just in jenem Symboljahr 1968, das weltweit bald auch für sexuelle Befreiung stand: Papst Paul VI. bestätigte – durchaus in Abgrenzung von den Konzilsberatungen – mit der „Enzyklika Humanae vitae“ das Verbot

der Empfängnisverhütung und betonte, jeder eheliche Akt sei auf die Erzeugung menschlichen Lebens „hingeordnet“. In der Kirchengeschichtsschreibung wurden mit Heinz Hürten und Hubert Jedin Stimmen lauter, die Profanhistorikern mangels theologischer Kompetenz die Fähigkeit absprachen, kirchliche Zeitschichten zu schreiben. Holzem und Kösters sprechen in diesem Zusammenhang von einer „methodisch geradezu unverstehlich gewordenen Unterscheidung“.

Eine Antwort bestand im Anschluss an Urs Altermatt in der Hinwendung zum katholischen Milieu in seiner soziokulturellen Dimension. Dieser Ansatz sicherte die Anschlussfähigkeit der sich auf die katholische Kirche beziehenden Zeitgeschichtsforschung. Doch das 1997 von Wilhelm Damberg verabschiedete Milieu existierte, wie rasch erkannt wurde, im Plural. Zudem vermag der Milieubegriff als Forschungsinstrument die innerkirchlichen Gräben zwischen Konservativen und Progressiven, die nicht nur in Deutschland entstanden, kaum hinreichend zu fassen. Denn parallel zur nun für jeden Einzelnen erfahrbaren Globalisierung wuchsen die politischen wie theologischen Divergenzen in der katholischen Welt. Die 1985 unter dem Pontifikat von Johannes Paul II. eingeleitete Exklusion der lateinamerikanischen Befreiungstheologie ist ein herausragendes Beispiel. Konflikte wie dieser beschäftigten Mitglieder von Kirchengemeinden in Südamerika wie in Europa. Das Globale berührte das Lokale und umgekehrt. In einer Fußnote verweisen Holz-

zem und Kösters auf den die „glokalen“ Verschränkungen so plastisch schildern- den Bestseller „Ein Hof und elf Geschwister“ des Historikers Ewald Frie. Jedenfalls sieht sich die kirchliche Zeitgeschichtsschreibung spätestens für die Achtzigerjahre zur Internationalisierung ihrer Forschungen aufgefordert.

Das Anliegen von Holzem und Kösters ist es, unter dem „Leitbegriff“ vielgestaltigen „Katholischseins“ zeitgeschichtliche Fragestellungen zu bündeln. Gemeint ist dabei kein Zustand, sondern ein Prozess – das soll es heißen, was im Englischen leichter über die Lippen geht, „Katholizismus“ mit „tun“ zu koppeln. Drei Entwicklungen heben die Autoren hervor. Am Anfang steht die „Theologie als soziale Praxis“, die von Konzilstheologen wie Karl Rahner, Hans Küng und Joseph Ratzinger geprägt wurde. Neu war ein breites Interesse unter den Laien, was zur Gründung einer Vielzahl von katholischen Akademien führte. Die zweite Entwicklung betrifft die „Dynamisierung und Pluralisierung von Ritualen“: Eminenz und Hochwürden verloren an Autorität, das Bußsakrament wurde zur psychologischen Lebensberatung, die Eucharistie mancherorts nach den Worten Josef Kardinal Höffners „entsakralisiert“. Auf progressive Jugendmessen und politische Nachtgebete reagierte Johannes Paul II. 1984 mit der Etablierung der charismatisch orientierten, scheinbar unpolitischen Weltjugendtage.

Drittens ist die Vernetzung der Kirche mit Zivilgesellschaft und Politik zu betrachten. Das von Johannes XXIII., „Man

of the Year“ 1962, als Aggiornamento geforderte Eintreten in die moderne Welt ermöglichte der Katholikin Petra Kelly wie den Katholiken Winfried Kretschmann und Joschka Fischer grüne Politik gegen Wettrüsten und Umwelterstörung zwecks Bewahrung der Schöpfung und im Einklang mit ihrer Kirche. In der CDU brachten Katholikinnen wie Aenne Brauksiepe, Hanna-Renate Laurien und Rita Süßmuth Gedanken der Frauenbewegung so weit voran, dass später eine Bundeskanzlerin aus den Reihen der Union durchsetzbar war. Die Gesellschaft wurde flüder, die Kirche in ihrer Vielfalt gestärkt. Denn die überkommenen Positionierungen blieben bestehen oder sogar neu belebt. Hans Maier bezog in der Abtreibungsfrage zunächst gegen die Grünen Stellung, später innerkirchlich ebenso energisch gegen den römischen Befehl zum Ausstieg aus der staatlichen Pflichtberatung; Helmut Kohl versprach eine geistig-moralische Wende, und Johannes Paul II. stand für ein zentralistisch-intransigentes Kirchenregiment.

Das Forschungsdesign „Katholischsein“ erlaubt es, die vielen unterschiedlichen und teilweise konträren kirchlichen Entwicklungen in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts als produktive Anpassung zu verstehen, ohne auf Begrifflichkeiten wie „Erosion“ und „Säkularisierung“ zurückgreifen zu müssen. Dies scheint insbesondere mit Blick auf die Weltkirche konstruktiv, steigt doch die Zahl der Katholikinnen und Katholiken abseits der europäischen Sonderzonen stetig. RALF FORSBACH

Fast wäre eine Bannbulle herausgegangen oder ein Leserbrief

Der Geburtstagsartikel, den der Theologe Karl Rahner in der F.A.Z. 1956 seinem Kollegen Karl Adam widmete, erregte allerhöchstes Missfallen in Rom

Kostenlose Werbeanzeigen gab es auch schon im Jahr 1955. Der Verlagsvorstand der F.A.Z., Werner G. Hoffmann, bot damals ein solches dem päpstlichen Staatssekretariat an. Er zitierte ausländische Pressestimmen zum Beleg dafür, dass die Zeitung, um die sich „die Elite Deutschlands“ sammle, zu den „führenden Blättern der Welt“ gezählt werde. Im Vatikan war man nicht abgeneigt, und der deutschsprachige Referent Bruno Wüstenberg setzte ein freundliches Annahmeschreiben auf. Der Brief blieb aber bei der Auslieferung auf dem Dienstweg in der Nuntiatur in Bonn-Bad Godesberg hängen. Nuntius Aloysius Muench wies seine Vorgesetzten in Rom darauf hin, dass es sich um ein nur zweiwöchiges Probeabonnement handle, das man anschließend bezahlen müsste. Außerdem halte die Nuntiatur im Auftrag des Staatssekretariates schon zwei Abonnements und leite relevante Nachrichten und Exemplare weiter.

Das vatikanische Staatssekretariat hatte ein „Büro für die Auslandspresse“ und beauftragte Nuntius Muench bereits 1951 mit der Beschaffung von Artikeln. Namentlich genannt wurde überraschenderweise die „Frankfurter Neue Presse“. Nuntius Muench setzte den vatikanischen Wunsch kreativ um und berichtete an den Substituten Montini, den späteren Papst Paul VI.: Statt der FNP, die nur lokale Bedeutung habe, habe er die F.A.Z. bevorzugt, die eine neutrale, eher liberale Tageszeitung sei. Sie enthalte gut gemachte Grundsatzartikel und nähere sich der berühmten alten „Frankfurter Zeitung“ an.

Das F.A.Z.-Abonnement der Godesberger Nuntiatur sollte dann auch theologiegeschichtliche Folgen haben. Im Oktober 1956 übersandte Nuntius Muench einen Artikel des Innsbrucker Jesuiten Karl Rahner nach Rom, der umgehend Papst Pius XII. persönlich vorgelegt wurde. Dieser

entschied, den Artikel bei der obersten Glaubensbehörde, dem Heiligen Offizium, anzuzeigen. Zum achtzigsten Geburtstag des Tübinger Theologen Karl Adam hatte ihm Rahner einen dreispaltigen Artikel in der F.A.Z. vom 20. Oktober 1956 gewidmet, der die vollmundige Überschrift „Theologie in der Welt“ trug.

Dieser Akt wies schon rein formal auf die veränderte Konstellation in der deutschen katholischen Theologie hin, die ehemals von einer scharfen Frontstellung von Universitäts- und Jesuitentheologie geprägt gewesen war. Gerade von Innsbruck aus waren vor 1914 „modernistische“ Jung-Theologen beschlossen worden. Rahner selbst hatte noch 1943 in einem Gutachten für den Kardinalerzbischof Innitzer Bedenken gegen Adams antiintellektualistischen Glaubensbegriff geäußert. Nun entschloss er sich aber zu einer ganz bestimmten Adam-Rezeption: Nach einem kurzen Lebenslauf und einem knappen Werküberblick verwandte Rahner mehr als die Hälfte seines Artikels darauf, den Umbruch in der Theologie seiner Zeit, von einer „neugotischen Neuscholastik“ zu einer Theologie, die scholastisch ist, sonst aber keinen eigenen Namen hat (so wenig wie ihn eben der Stil der Gegenwart zu haben pflegt), zu beschreiben. Zu den Theologen, die den Wandel zu dieser „neuen Theologie“ – die im Übrigen nichts mit Modernismus zu tun habe und auch nicht von der Enzyklika Humani generis Pius XII. getroffen werde – vorbereitet hätten, gehöre in vorderster Reihe Karl Adam.

Diese unspezifische Rezeption und Indienstnahme Adams hatte nun mindestens genauso viel mit Rahner wie mit Adam zu tun. Weniger Adams Einzelpositionen als sein theologischer Stil, der im Interesse der Verkündigung über die Schulbuchdogmatik hinauswies, war für Rahner vorbildlich. Die Aufsätze „Deutsches Volkstum



Karl Rahner

Foto Ullstein



Karl Adam

Foto Universitätsarchiv Tübingen

und katholisches Christentum“ aus der „Theologischen Quartalschrift“ von 1933 und „Christus und das deutsche Volk“ aus dem „Deutschen Volksblatt“ von 1934 fanden in Rahners werkbibliographischer Übersicht keine Erwähnung. Ihr Ertrag war lediglich unvermeidlich mitgemeint, wenn Rahner den Theologen vom Schlage Adams bescheinigte, „man“ wolle „unbefangen in das Geistesleben seiner Zeit und seines Volkes hineingehören“, weshalb „der deutsche Katholizismus“ immer noch „ein bedeutsames Stück des Lebens unseres Volkes überhaupt“ sei. Da Karl Adam heute wegen seiner begeisterten Unterstützung des Nationalsozialismus der Damnaio memoriae verfallen ist, mag man diese Überblendung des Völkischen durch das Volkskirchliche in Rahners Resümee eines Paradigmenwechsels, der sich „im wesentlichen zwischen den zwei Weltkriegen“ ereignet habe, vielleicht der Voraussicht zuschreiben.

Pius XII. hingegen musste sich nicht nur durch die Rede von einer neuen Theologie provoziert fühlen, hatte er doch die „nouvelle théologie“ im frankophonen Raum maßregeln lassen. Der Pacelli-Papst hatte zudem eine persönliche „Geschichte“ mit Karl Adam: Er hatte im März 1926 als Nuntius in Berlin Adams gemeinschaftsreligiösen Bestseller „Das Wesen des Katholizismus“ beim Heiligen Offizium angezeigt und damit die langwierige Befassung der Zensur mit Adam eingeleitet. Ihm war auch bekannt, dass Adam ein früher und besonders schwärmerischer Advokat Hitlers unter den deutschen Theologen geworden war. Und Pacelli hatte ein langes Gedächtnis: Noch im Februar 1955 hatte er sich gegenüber seinem Privatbibliothekar Wilhelm Henrich SJ darüber erregt, dass Adam in einer Rezension der Festschrift zum fünfundsiebzigsten Geburtstag in der Dominikaner-Zeitschrift „Angeli-

cum“ zu sehr gelobt worden war. Henrich musste für eine Abmahnung der Redaktion durch das Heilige Offizium sorgen. Vor diesem Hintergrund war es, was Rahner natürlich kaum wissen konnte, so ziemlich das Ungeschickteste für einen schon misstrauisch begünten Theologen, wenn er ausgerechnet Adam würdigte.

Tatsächlich hatten sowohl Pius XII. als auch das Heilige Offizium Karl Rahner damals schon einige Jahre im Visier. Der Papst hatte 1954 in einer Ansprache Rahners Überlegungen zur Konzelebration der Priester bei der Heiligen Messe widersprochen, und Rahners Ideen zum Laienepiskopat beunruhigten Bischöfe in ganz Europa. Indem Rahner ausgerechnet Karl Adam gewürdigt hatte, hatte er außerdem das Gespenst einer „neuen Theologie“ in Deutschland aufleben lassen, aus deren Schulhaupter man in Rom Karl Adam, Romano Guardini und eben Karl Rahner betrachtete. Eine denkbar inhomogene Gruppe, aber nun hatte Rahner selbst Adam für sich in Anspruch genommen.

Das Heilige Offizium plante nun umfassende Maßnahmen zur Verurteilung der „neuen Theologie“ und auch Karl Rahners. Doch fast alles versandete in der Endphase des Pontifikates von Pius XII. Rahner hatte sich auch selbst geschützt: Sein Schriftenverzeichnis umfasste damals schon 378 Nummern. Mit der Prüfung dieser Schriften beauftragte man ausgerechnet den heute für seinen Einsatz für die „Rattenlinie“ berühmten österreichischen Prälaten Alois Hudal. Dieser scheiterte an dieser Aufgabe grandios, indem er bereits nach zwei Wochen Rahners Werk auf zweieinhalb Schreibmaschinenseiten würdigte und dabei nur die ohnehin schon im Heiligen Offizium vorliegenden Zensuren und Kritiken von Rahners Mitbrüdern Sebastian Tromp, Augustin Bea, Franz Hürth und anderen zusammenfasste. Da-

mit war keine Basis für eine Verurteilung Rahners gegeben.

Rahner kam also, abgesehen von einer Ermahnung wegen seiner Lehre zur Konzelebration, glimpflich davon. In Rom konnte man allerdings nicht verstehen, warum der F.A.Z.-Artikel überhaupt hatte erscheinen können. Denn Rahner stand im Jahr 1956 bereits unter einer verschärften ordensinternen Zensur, von der er allerdings selbst nichts direkt mitbekam. Rahners Provinzial Heinzel offenbarte in seiner Rechtfertigung an den Jesuitengeneral seine völlige Fehleinschätzung der Lage.

Eine schriftliche Zensur habe man wegen der kleinen, harmlosen Veröffentlichung nicht gemacht. Es habe sich ja nur um eine Würdigung und Aufzählung der Arbeiten des Tübinger Theologen zu dessen Geburtstag gehandelt. Pater Rahner sei wohl wegen seines großen Rufes in Deutschland um dieses Artikelchen gebeten worden. Der Titel „Theologie in der Welt“, der etwas ganz anderes erwarten lasse, stamme nicht von Rahner, sondern sei von der Redaktion gewählt worden, wohl um „Sensation“ zu machen. Mit seinem Mitzensor P. Emerich Coreth sei er außerdem dafür gewesen, dass Rahner diesen Freundschaftsakt Tübingen gegenüber mache. Lange habe eine gewisse Spannung zwischen Tübingen und Innsbruck in der Luft gelegen, die sich aber immer mehr zu lösen scheine. Es kämen ja nun auch jährlich eine ganze Reihe von Tübinger Theologen zu ihren Freisemestern nach Innsbruck, was früher nicht der Fall gewesen sei.

Wenn in Innsbruck also die Studierendenzahlen oberste Relevanz hatten, so galt dies in Rom für theologisierende Zeitungsartikel. Solche wurden und werden mit besonders scharfem Blick gelesen. CLAUDIUS ARNOLD